

Klaus Wolf

Einleitung – Sozialpädagogische Pflegekinderforschung

Dieses Buch handelt von der sozialpädagogischen Pflegekinderforschung. Da dieser Begriff nicht etabliert ist und sich sein spezifisches Forschungsprogramm erst allmählich herausbildet, sollen zu Beginn einige grundsätzliche Bemerkungen zu diesem Programm gemacht werden.

Sozialpädagogische Forschung ist Teil einer pädagogischen Forschung, also einer Forschung, die – mit Siegfried Bernfeld gesprochen – auf die Entwicklungstatsache bezogen ist. Die Menschen werden als Subjekte und Akteure wahrgenommen. Es geht um lernende und sich entwickelnde Menschen in Verhältnissen. Die Verhältnisse werden als Strukturen des Lebensfeldes und Spezifika des Lernfeldes betrachtet, in dem die Menschen ihre Erfahrungen machen, Bewältigungsversuche unternehmen, Selbstbilder und Vorstellungen von der Welt entwickeln, verändern und verfestigen. Zu diesen Strukturen gehören andere Menschen, ihre Beziehungen und Bindungen untereinander, aber auch die materiellen und sozialen Verhältnisse, die Entwicklungschancen eröffnen oder verschließen können.

Ein Forschungsprogramm, das pädagogische Prozesse nicht auf die Erziehung in Organisationen und auf Modi der Instruktion eingrenzt, sondern den Subjektstatus von Menschen in lebenslanger Entwicklung ernst nimmt, muss sich ganz zentral für das Erleben der Menschen interessieren: Wie nehmen sie sich selbst, ihre unmittelbare und die weitere Umgebung wahr, wie integrieren sie Erfahrungen und wie konstruieren sie ihre Lebensgeschichte? Es geht um das Erleben in seiner Vielschichtigkeit, da Erziehung hier nicht als Einwirkung auf widerständiges Material konzipiert ist, sondern als Anregung zur Aneignung. Die Forschung erfasst diese Prozesse durch die Rekonstruktion der Erfahrungen und ihrer Aufschichtungen. Dafür sind qualitative Forschungsmethoden – insbesondere biografisch-narrative Interviews und systematische Beobachtungen – geeignete Methoden. Dass die Welt aus der Perspektive unterschiedlicher Akteure verschieden aussieht und dass Entwicklung immer als Prozess stattfindet, sind grundlegende Annahmen, die sich im

jeweiligen Forschungsdesign abbilden müssen. Es geht dabei nicht um Hypothesenprüfungen, sondern in erster Linie um die Hervorbringung neuer Erkenntnisse über komplexe Wechselwirkungen, die oft durch die ausführliche und systematische Rekonstruktion von wenigen, systematisch ausgewählten Einzelfällen gewonnen werden können.

Sozialpädagogische Pflegekinderforschung ist damit Teil einer qualitativen sozialpädagogischen Forschung, sie greift die in den letzten Jahrzehnten dort entwickelten forschungsmethodischen Wissensbestände auf und orientiert sich an ihren einschlägigen wissenschaftlichen Standards.

Für eine spezielle Pflegekinderforschung liegt also ein Schwerpunkt auf dem Erleben der Kinder, die zu Pflegekindern werden, eine Zeit lang in Pflegefamilien leben und manchmal dort aufwachsen. Da die Entwicklungschancen und -hindernisse im Lebensfeld aber auch von den anderen wichtigen Menschen und Akteuren beeinflusst und stark gestaltet werden, richtet sich die Aufmerksamkeit auch auf ihr Erleben und ihre Bewältigungsformen. Insbesondere die Eltern, Pflegeeltern und die anderen Kinder gehören ebenfalls zu einer so verstandenen Pflegekinderforschung. Denn wer sozialisationsrelevante Interdependenzen erfassen will, kann Entwicklungsprozesse nicht aus dem Kontext des Feldes, in dem sie stattfinden, herauslösen und sich nur auf intrapsychische Prozesse des einzelnen Menschen beziehen, sondern muss sie auch als soziale Prozesse zwischen den verschiedenen Menschen erfassen. Gerade bei der Entwicklung der Pflegekinder wird sehr deutlich, dass die Entwicklung und die Bewältigungsversuche der anderen für das Kind immer Relevanz haben und manche Phänomene in einem dekontextualisierten Zugang gar nicht verständlich würden.

Manche Facetten könnten auch als Pflegefamilienforschung verstanden werden, aber das wäre ein zu enger Rahmen, wenn das Zentrum die Biografien von Pflegekindern sind. Denn da auch Soziale Dienste für die Entwicklung der Kinder relevante Akteure darstellen, ist die Erforschung der Praxis professioneller Dienste ebenfalls ein Teil der Pflegekinderforschung.

Pflegekinder haben besondere Lebenserfahrungen gemacht und oft auch besondere Entwicklungsaufgaben zu bewältigen. Somit wird bei ihnen die Entwicklungstatsache in einem Lebensfeld mit besonderen Herausforderungen und manchmal auch Risiken untersucht. Deswegen verstehen wir die Pflegekinderforschung auch als eine Forschung über das Aufwachsen unter ungünstigen Bedingungen. Das bedeutet nicht, dass alles ungünstig ist, aber hier können besondere Aufgaben, Profile der Lebensfelder und Risiken auftreten und erforscht werden. Sie hat es immer mit einer Balance zwischen dem Spezifischen des Sozialisationsfeldes und dem Allgemeinen der Entwicklung, des Aufwachsens, den langen biografischen Linien und Bildungsprozessen zu tun.

Die Gründung der Forschungsgruppe Pflegekinder an der Universität Siegen im Jahr 2006 erfolgte in der Absicht, sowohl Praxis- als auch Grundlagenforschung zu betreiben und diese beiden Referenzsysteme – hier Profession und Praxis, dort Disziplin und Theorieentwicklung – nicht isoliert oder in einer hierarchischen Struktur zu verstehen. Gegenseitige Zuschreibungen – einerseits die Geringschätzung praxisrelevanter Forschung, andererseits die Etikettierung als Forschung in und für den Elfenbeinturm – sollten vermieden werden, um einen für beide Dimensionen fruchtbaren Anregungsraum zu schaffen. Eine empirische Fundierung war dafür unverzichtbar und eine „realistische Wende“ der deutschen Pflegekinderforschung – nämlich eine Empirie jenseits der medizinisch-klinischen Modelle von der Pathologie des Pflegekinds – ein wichtiges Programmelement. Für die bis dahin rudimentäre erziehungswissenschaftliche Theorie in der Pflegekinderhilfe waren die vielfältigen Anschlussmöglichkeiten an Theorieentwicklungen in der Erziehungswissenschaft und insbesondere der Sozialpädagogik eine Herausforderung. Schließlich sollten die eigenen Ergebnisse in die Felder internationaler Forschung und Wissensentwicklung eingebettet und die für eine sozialpädagogische Pflegekinderforschung interessanten Forschungen aus anderen Ländern rezipiert und integriert werden. Diese Import-Export-Funktion wurde durch die Gründung des Internationalen Forschungsnetzwerkes „Foster Care Research“, seine jährlichen Tagungen in unterschiedlichen Ländern und die Integration in die Struktur der großen Kongresse der „European Scientific Association on Residential & Family Care for Children and Adolescents (EU-SARF)“ befördert. Der Austausch mit der Praxis und der Transfer der Forschungsergebnisse dorthin wurde und wird durch Tagungen, Fortbildungsreihen und viele Einzelveranstaltungen auch mit Pflegeeltern organisiert. Außerdem erfolgt eine intensive Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses für die sozialpädagogische Pflegekinderforschung, u.a. in einem speziellen Doktorandinnen- und Doktoranden-Kolloquium.

Dieses Buch stellt Ergebnisse der Forschung, Ansätze der Theorieentwicklung und Beiträge zur Professionsentwicklung vor, die in den letzten Jahren in der Forschungsgruppe erarbeitet worden sind. Jedes Projekt ist mit den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verbunden, die sie selbstständig durchgeführt haben. Zugleich wird eine gemeinsame Forschungsphilosophie und methodische Orientierung deutlich, die die Entstehung in einem größeren gemeinsamen Diskurszusammenhang zeigt – eben im Sinne einer sozialpädagogischen Pflegekinderforschung. Die Themen der nächsten Forschungsprojekte sind dabei häufig aus den laufenden Projekten entwickelt worden.

Die auf Forschungsprojekte bezogenen Beiträge des Buches skizzieren den aktuellen Stand des Wissens zum jeweiligen Forschungsgegenstand einschließlich der Bezüge zur internationalen Literatur, beschreiben die Forschungsme-

thoden und erläutern die zentralen Ergebnisse. Weiterführende Literaturhinweise sind eingearbeitet und Verknüpfungen mit Konsequenzen für die Praxis der Pflegekinderhilfe werden an vielen Stellen vorgenommen.

In dem Beitrag von *Daniela Reimer*, *Dirk Schäfer* und *Christina Wilde* wird ein theoretischer Zugang zu Biografien von Pflegekindern vorgestellt und ein empirischer Forschungszugang zu solchen biografischen Prozessen von der Kindheit über die Jugend bis in das Erwachsenenalter beschrieben. Auch weil Pflegekinder sehr verschiedene Lebenserfahrungen machen, dafür Deutungsmuster entwickeln und unterschiedliche Wege der Bewältigung der allgemeinen und besonderen Aufgaben finden, haben ihre Biografien besondere Verläufe, kritische Lebensereignisse und oft Wendepunkte. Diese sind der Gegenstand einer Untersuchung, die günstige und ungünstige biografische Verläufe miteinander vergleicht und so Faktoren herausarbeitet, mit denen sich die Unterschiede zum Teil erklären lassen.

Yvonne Gassmann geht in ihrem Beitrag dem besonderen Profil von Entwicklungsaufgaben von Pflegekindern nach. Ausgehend vom theoretischen Konzept der Entwicklungsaufgabe wird sowohl das Allgemeine als auch das Pflegekinderspezifische herausgearbeitet. Die Schweizer Wissenschaftlerin zeigt empirisch, dass die Pflegekinderzufriedenheit eine Schlüsselkategorie für die Identitätsentwicklung ist. Dies hat auch Konsequenzen für die Pflegekinderhilfe.

Daniela Reimer analysiert die Aufnahme in eine Pflegefamilie im Erleben der Pflegekinder als einen Wechsel von einer Familienkultur in eine ganz andere Familienkultur. Aus dieser theoretischen Perspektive ergeben sich für die Übergangsforschung und auch für das Verständnis von kritischen Lebensereignissen neue Akzentuierungen. So wird deutlich, vor welchen grundsätzlichen Transformationen die Kinder hier stehen und wie wenig eine Beschreibung als Eingewöhnung in eine bestehende Familie das Erleben erfassen kann.

Judith Pierlings untersucht in einer aufwendigen Einzelfallanalyse, welche biografischen Deutungsmuster Pflegekinder entwickeln können und zeigt deren Bedeutung für ihre Identitätsarbeit. Sie unterscheidet bei der Analyse ihres Materials zwischen konkreten Erklärungen, komplexen Betrachtungen der Lebensgeschichte und biografischen Kernaussagen. Dabei wird die Identitätsentwicklung als Verknüpfungsarbeit sehr deutlich herausgearbeitet.

Corinna Petri geht der Frage nach der sozialisatorischen Bedeutung von Geschwisterbeziehungen nach. Im Hintergrund steht dabei auch die Kontroverse um die gemeinsame oder getrennte Unterbringung von Geschwistern. Anhand einer Fallstudie werden die verschiedenen Facetten der sozialisatorischen Bedeutung von Geschwisterbeziehungen deutlich.

Sabine Wehn behandelt in ihrem Beitrag das Erleben und die Bewältigungsleistung eines Jugendlichen von der Kindheit und Jugend bei seiner psychisch kranken Mutter, über das Erleben ihres Suizides durch den 16-Jährigen und die anschließende Platzierung im Betreuten Wohnen. Von dort zieht er auf eigene Initiative in die Familie seines Onkels um. Erleben und Bewältigungsversuche eines Kindes bei der psychisch kranken Mutter werden in der sehr differenzierten Einzelfallstudie deutlich, die auch als ein Beitrag zur Forschung über Verwandtenpflege verstanden werden kann.

Während sich die bisherigen Beiträge primär auf das Erleben der Pflegekinder beziehen, untersucht *Andy Jespersen* das Erleben gleichgeschlechtlicher Pflegeelternpaare. Eine systematische Darstellung zum Stand der internationalen Forschung zur gleichgeschlechtlichen Elternschaft und Pflegeelternschaft stehen am Anfang. Dann wird das Erleben der Pflegeeltern rekonstruiert, die in einer Situation zweifach unkonventioneller Familien leben: als Pflegefamilie und zugleich als gleichgeschlechtliches Paar. Ihre eindrucksvolle Normalitätsbewältigung in der Andersheit wird dabei deutlich.

Klaus Wolf stellt ein theoretisches Modell der Herkunftsfamilien-Pflegefamilien-Figuration vor, in dem spezifische Formen der Beziehungen zwischen Menschen aus der Herkunftsfamilie und Pflegefamilie und des Kindes analysiert und typisiert werden. In einer solchen Typologie werden die Wechselwirkungen und Konflikte als Struktureigentümlichkeit von Pflegeverhältnissen verständlich.

Christina Wilde richtet den Blick auf die Eltern der Pflegekinder. Das Erleben und die Bewältigungsaufgaben der Eltern werden als sozialisationsrelevanter Prozess auch für die Kinder deutlich. Die Eltern stehen vor grundlegenden Transformationsprozessen ihrer Lebensform, ihrer Beziehung zum Kind und ihres Modells von Elternschaft. Sie machen u.a. Degradierungserfahrungen mit Sozialen Diensten, aber auch die Möglichkeiten der Sozialen Dienste als Ressource für die Eltern werden dargestellt.

Corinna Petri, *Judith Pierlings* und *Dirk Schäfer* stellen aus ihrer Untersuchung über Rückkehrprozesse aus der Pflegefamilie in die Herkunftsfamilie insbesondere die Perspektive der Eltern dar. Aus der Analyse von deren Erfahrungen entwickeln sie Empfehlungen an eine professionelle Praxis insbesondere für die Begleitung der Eltern vor, während und nach der Rückkehr des Kindes.

In dem Beitrag von *Judith Pierlings* und *Daniela Reimer* werden die Lebensformen von Pflegeeltern, dem Kind und den Eltern, wenn sie in Besuchskontakten aufeinandertreffen, analysiert. Zu diesem heiklen Thema wird der nationale und internationale Forschungsstand skizziert. Aus ihren verschiedenen Forschungsprojekten wird ein Modell zum Zusammenspiel des Erlebens von Eltern, Kind und Pflegeeltern entwickelt.

Andrea Dittmann verwendet Studien zur Generationenperspektive, um das Konzept eines Dreigenerationenmodells der Pflegeelternschaft zu entwerfen. Das intergenerative Zusammenspiel in der Pflegekinderhilfe und die intergenerative Dimension der Kooperation der Professionellen schärft den Blick für Potenziale, aber auch Konfliktmuster in der Pflegekinderhilfe.

Klaus Wolf begründet, warum eine Theorie zum Erleben und zur Entwicklung in Pflegefamilien notwendig ist, und welche Elemente sie enthalten könnte. Einige Facetten einer sozialpädagogischen Pflegekindertheorie werden dort vorgeschlagen und sollen zur Weiterentwicklung anregen.

Dieses Buch stellt eine Reihe von Forschungsergebnissen und Theorieelementen vor, die in der Forschungsgruppe Pflegekinder der Universität Siegen in den letzten Jahren erarbeitet worden sind. Weitere Forschungsprojekte u.a. mit Schwerpunkten auf Exklusionsvermeidung, Abbruchprozessen, Verwandtschaftspflege und Pflegekindern mit Migrationsgeschichte werden gerade durchgeführt oder vorbereitet. Es geht also weiter und weitere Veröffentlichungen werden folgen.

Aber nun sei allen Leserinnen und Lesern aus Wissenschaft und Praxis, Studierenden und allen anderen Menschen, die sich für das Leben in Pflegefamilien und die Entwicklung von Pflegekindern interessieren, eine anregende Lektüre gewünscht.

Daniela Reimer, Dirk Schäfer, Christina Wilde

Biografien von Pflegekindern – Verläufe, Wendepunkte und Bewältigung

Einleitung

Die Zahl der Kinder, die in Pflegefamilien aufwachsen, hat in den letzten Jahren in vielen Ländern Europas einen Anstieg erlebt (Destatis 2013; Glen-denning 2011; Oned 2012; The Scottish Government 2011). Oft werden Pflegefamilien als die bessere Alternative zur Heimerziehung bewertet (Kindler 2010, S. 305f.). Vor allem quantitative Studien, die sich mit den „Outcomes“ beschäftigen, sollen dies belegen (vgl. Curtis/ Alexander/ Lunghofer 2001; Reddy/ Pfeiffer 1997). Gleichzeitig ist immer noch sehr wenig darüber bekannt, wie die Kinder selbst ihr Aufwachsen in einer Pflegefamilie erleben. Welche Risiken und Belastungen birgt dieses Lebensfeld, welche positiven Erfahrungen machen die Kinder dort und welche langfristigen Konsequenzen sind damit für die Kinder verbunden?

Durch eine detaillierte Analyse von Biografien ehemaliger Pflegekinder versuchen wir die Frage zu beantworten, wie sich günstige und ungünstige biografische Verläufe vor dem Hintergrund eines schwierigen Starts ins Leben entwickeln. Aus den Lebensgeschichten und Analysen erarbeiten wir zum einen neue Ansätze und Standards für die praktische Arbeit in der Pflegekinderhilfe (Pierlings 2011). Zum anderen nutzen wir das Datenmaterial zur Theoriebildung und -entwicklung hinsichtlich des Aufwachsens unter erschwerten Bedingungen. Dabei ist ein explizit sozialpädagogischer Zugang zentral. Das bedeutet, dass uns nicht in erster Linie mögliche Störungen oder Beeinträchtigungen von Pflegekindern interessieren, sondern, dass wir Pflegekinder als Akteure betrachten, die ihre Biografien in ihren jeweiligen, zum Teil sehr schwierigen Verhältnissen gestalten. Aus der Art wie sie diese gestalten, lernen wir mehr über ihre oft unterschiedlichen Sozialisationsbedingungen und -milieus sowie ihre jeweiligen Erfahrungen mit Belastungen, Ressourcen, kritischen Lebensereignissen und Wendepunkten. Darüber hi-

naus lassen sich individuelle Formen der Bewältigung und Deutungsmuster zu spezifischen Situationen und zur gesamten Lebensgeschichte herausarbeiten.

Neben den wichtigsten theoretischen Bezügen stellen wir die methodischen Aspekte der Untersuchung vor und veranschaulichen unser Analyseverfahren anhand von Fallstudien. Nach einer Zusammenfassung werden die Erkenntnisse hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Entwicklung von praxis- und forschungsbezogenen Konsequenzen diskutiert.

Theoretische Bezüge: Verlaufsforschung als theoretischer Rahmen

Die Verlaufsforschung ist in vielerlei Hinsicht im 20. Jahrhundert populär geworden (ausführlich: Reimer 2012). Große und bekannte Studien wie Glen Elders „Children of the Great Depression“ (1974), Emmy Werners Kauai Studie (Werner 1977) und der daraus entwickelten Resilienztheorie ebenso wie die zahlreichen Biografiestudien, die der Chicago School zugerechnet werden (Thomas/ Znaniecki/ Zaretsky 1996; Hall 1948; Becker 1952, 1953; Hughes 1970; Glaser/ Strauss 1968; Corbin/ Strauss 1988), sind aus den Sozialwissenschaften heute nicht mehr wegzudenken. Auch im deutschsprachigen Raum hat die Verlaufsforschung in den letzten Jahrzehnten einen regelrechten Boom erlebt, der sich in einer Vielzahl von Forschungsaktivitäten und Veröffentlichungen widerspiegelt (vgl. Mayer 1990; Schumann 2003a, 2003b; Fuchs-Heinritz 2005; Schütze 2006). Allerdings wurde hierzulande schon sehr früh eine harte Unterscheidung zwischen Verlaufsforschung und Biografieforchung vorgenommen. Was im deutschsprachigen Raum gemeinhin mit Verlaufsforschung bezeichnet wird, sind quantitative Studien, die sich der Untersuchung objektiver Daten widmen (Sackmann 2007). Häufig handelt es sich dabei um Längsschnittstudien (Schumann 2003a).

Mit Biografieforchung wird dagegen ein ganz bestimmter Bereich der qualitativen Forschung bezeichnet, in dem das subjektive Erleben der Biografie-träger im Zentrum der Untersuchung steht. Die Zunahme gerade dieser Forschung erklärt sich unter anderem durch die zunehmende Biografisierung der Gesellschaft. Die geschlechtsspezifische Normalbiografie verliert immer mehr an Relevanz, Menschen müssen ihre Lebenspläne und Biografien selbst entwerfen und vor sich und anderen legitimieren (Baacke/ Schulze 1993). Biografieforchung wird genutzt, um mehr darüber zu lernen wie Menschen – möglicherweise unter schwierigen Bedingungen – ihre Identität konstruieren, welche Bewältigungs-, Erklärungs- und Handlungsstrategien sowie Deutungsmuster sie entwickeln, wie sich Bildungs- und Entwicklungsgeschichten

entfalten und welche Verflechtung zwischen zeitgeschichtlichen Aspekten und den Individuen besteht (Baacke/ Schulze 1993, Fuchs-Heinritz 2005).

Es besteht prinzipiell Einigkeit darüber, dass Biografieforschung auf der Basis verschiedener Dokumente wie Tagebucheinträgen und Niederschriften von Autobiografien (Thomas/ Znaniecki/ Zaretski 1996) erfolgen kann. Allerdings hat sich in den letzten Jahrzehnten immer mehr das biografische Interview nach Fritz Schütze (1981) als Königsweg der Biografieforschung im deutschsprachigen Raum durchgesetzt. Schütze und seine Schüler (Riemann 1987; Sütterlüy 2004; Scheer/ Peters 1996; Schütze 1989) haben sich im deutschsprachigen Raum insbesondere durch ihre Untersuchung negativer Verläufe (v.a. bei Drogenabhängigen, psychisch Kranken, Kriegsopfern) einen Namen gemacht, die sich dadurch auszeichnen, dass eine Verlaufskurve entsteht, die auch als „Verlaufskurve des Erleidens“ (Schütze 1981) bezeichnet wird und immer negativ konnotiert ist. Darin enthalten sind immer ein Verlust an Handlungsfähigkeit für das Individuum und ein zunehmend negativer Prozess des Erleidens. Wegen ihrer Fixierung auf negative Verläufe wurde kritisiert, dass die Untersuchung von Verläufen in Deutschland vor allem eine „devianzsoziologische Bedeutung“ (Ludwig 1998, S. 63) hat, oft in einem deterministischen Modell (Abstiegskarrieren) und meist für Randgruppenforschung genutzt wird.

Belastungen und Ressourcen im Lebensverlauf

Lebensverläufe – sowohl aus der Perspektive der Lebenslaufforschung als auch aus der Perspektive der Biografieforschung – unterscheiden sich unter anderem dadurch, welche Ressourcen einem Menschen objektiv zur Verfügung stehen und inwiefern subjektiv die Möglichkeit besteht, diese Ressourcen für sich zu nutzen und gleichzeitig welche objektiven Belastungen vorliegen und welche Möglichkeiten für eine Person bestehen, mit diesen Belastungen umzugehen. Daran knüpft die Belastungs-Ressourcen-Balance an (vgl. Wolf i.d.B.). In dem vorliegenden Kontext interessiert, welche Belastungen und Ressourcen zu welchem Zeitpunkt im biografischen Verlauf vorhanden sind und wie diese miteinander interagieren.

Kritische Lebensereignisse und Wendepunkte

In jedem Lebenslauf und jeder Lebensgeschichte gibt es Lebensereignisse, die für das Individuum sowohl subjektiv als auch objektiv eine besondere Bedeutung haben. Sie können das Leben der Biografieträger maßgeblich beeinflussen und bestimmte Lebensphasen erleichtern oder erschweren.

Die Erforschung kritischer Lebensereignisse ist insbesondere in die psychologische Lebensereignisforschung eingebettet und hat bislang nur begrenzt Eingang in die erziehungswissenschaftliche Biografieforschung gefunden (vgl. Freisler-Mühlemann 2011).

Unter einem kritischen Lebensereignis wird generell ein punktuell oder prozesshaftes Ereignis verstanden, das sowohl positiv als auch negativ konnotiert sein kann. Entscheidend ist, dass das Ereignis die Lebenssituation und Lebensbedingungen des Biografieträgers oder dessen Wahrnehmung in dem Maße verändert, dass das erprobte Verhaltensrepertoire nicht ausreicht, um die veränderten Bedingungen hinreichend zu bewältigen. Durch das Ereignis werden bisherige Handlungsroutinen unterbrochen: Aufgrund der veränderten Situation oder einer Veränderung des Denkens kann nicht mehr wie gewohnt gehandelt werden. Dies macht Anpassungsleistungen erforderlich, die sich auf eine Neustrukturierung der Verhaltens- oder Denkmuster beziehen. Erst die subjektive Bedeutungszuschreibung und die erlebte affektive Resonanz durch das Subjekt definieren ein Lebensereignis hinreichend als kritisches Lebensereignis.

Aus der Perspektive der klinischen Psychologie erhöhen kritische Lebensereignisse – insbesondere wenn sie kumuliert auftreten – das Risiko pathologischer Veränderungen. Aus entwicklungspsychologischer Perspektive dienen sie einerseits als deskriptive Kategorie zur Abbildung individueller Lebensläufe und andererseits als explikatives Konzept, mit dem „interindividuelle Unterschiede in intraindividuellem Wandel über die Lebensspanne“ (Freisler-Mühlemann 2011, S. 39) erklärt werden können. Die erziehungswissenschaftliche Biografieforschung dagegen sieht in kritischen Lebensereignissen insbesondere die Chance für ein Individuum eine bestimmte Lernerfahrung zu machen, die sich dann wiederum in einer Wandlung der Person ausdrückt. In allen Fällen erfordern kritische Lebensereignisse Bewältigungsleistungen vom Individuum ab (vgl. Reimer i.d.B.). Im vorliegenden Kontext interessiert deshalb besonders, welche kritischen Lebensereignisse in einer Biografie auftreten und wie es den Akteuren gelingt, nach einem kritischen Lebensereignis die Person-Umwelt-Passung neu herzustellen und Handlungsfähigkeit (wieder) zu gewinnen (Fillips/ Aymanns 2010).

Das Konzept der Wendepunkte wird sowohl in der Lebenslaufforschung als auch in der Biografieforschung angewandt, es handelt sich dabei insbesondere um ein soziologisches Konzept. In der Lebenslaufforschung wird ein Wendepunkt als eine objektive Änderung eines erwartbaren Verlaufs verstanden (Elder 1974). Mehrere US-Amerikanische Studien zeigen (ebd.; Glueck/ Glueck 1951; Werner 1977; Laub/ Sampson 2003), dass der Militärdienst für viele männliche Jugendliche einen Wendepunkt im Lebensverlauf darstellt, indem er – gleichwohl er als totale Institution (im Sinne Goff-

manns) gesehen werden kann – Möglichkeit bietet für einen Neuanfang, eine Auszeit, neue Erfahrungen und dafür, Verantwortung zu übernehmen. Laub und Sampson (2003) fügen dem Eintritt in den Militärdienst drei weitere Ereignisse zu, die häufig zu Wendepunkten führen: Ehe und Ehefrauen, Wegzug aus einer schwierigen Nachbarschaft und eine feste Arbeitsstelle.

Aus den Life Course Studies geht hervor, welche Ereignisse Menschen – in den meisten Untersuchungen handelt es sich um junge Männer – helfen, ihren Status zu wechseln: von benachteiligt zu erfolgreich, von kriminell zu nicht mehr straffällig. Vernachlässigt wird dabei oft, dass es nicht das Ereignis „Eintritt in den Militärdienst“, „Heirat“, „Umzug“ oder „feste Arbeitsstelle“ ist, das die Veränderung auslöst, sondern dass im Rahmen dieser Ereignisse ein Veränderungsprozess ausgelöst werden kann, der dann retrospektiv als Wendepunkt bezeichnet wird. Was aus diesen Studien allerdings nicht hervorgeht, ist die Antwort auf die Frage, wie die Individuen selbst den Wendepunkt erleben: Eher positiv oder negativ? Haben sie den Eindruck, dass sie einen Preis dafür bezahlen mussten oder nehmen sie lediglich die Vorteile wahr? Sehen sie sich als aktiv Handelnde im Herbeiführen des Wendepunkts oder ist der Wendepunkt einfach so geschehen? Wir wissen auch nichts darüber, wie es den Akteuren mit der Veränderung in ihrem Leben geht: Sind sie – z.B. im Falle von Laub & Sampsons Studie – froh, ihre kriminelle Karriere hinter sich zu lassen? Trauern sie ihrem „alten Leben“ nach? Fanden sie ihr Leben vor dem Wendepunkt vielleicht besser? Sind sie heute glücklicher und zufriedener als vor dem Wendepunkt? Und betrachten sie die Veränderung selbst als Wendepunkt?

Diese Fragen haben einen großen Einfluss auf die Identitätskonzepte der Individuen, ihre Deutungsmuster für die erlebte Veränderung und den gesamten Lebensverlauf, sowie auf die Frage, ob der Wendepunkt neue Perspektiven für das Individuum eröffnet hat. Um diese Fragen zu beantworten, muss auf Methoden der qualitativen Forschung, vorzugsweise die Biografieforschung, zurückgegriffen werden. Die Untersuchung von Wendepunkten in der Biografieforschung ist allerdings noch um einiges komplexer und an einigen Stellen wegen der rein subjektiven Ausrichtung und der Nähe zum Begriff des Übergangs auch möglicherweise verwirrender. Hier können beispielhaft nur einige unterschiedliche Verwendungsformen des Begriffs beschrieben werden. Strauss (1959, S. 95) versteht Wendepunkte im Rahmen der Biografieforschung als Identitätswechsel: „I am not the same, as I was, as I used to be“. Davon abgrenzend erweitert Rosenthal (1995) den Begriff immens. Sie unterscheidet drei Arten von Wendepunkten in den Analysen von Lebensgeschichten:

1. Entwicklungspsychologisch relevante Wendepunkte,
2. Statusübergänge, d.h. sozial typisierte Wendepunkte

3. Interpretationspunkte, die die Lebensgeschichte in ein „bis dann – und dann“ strukturieren (vgl. ebd. S. 134ff.; ausführlich: Reimer 2014).

Zu einer ähnlichen Definition von Wendepunkten kommt auch Clausen (1995). In seiner Befragung tauchen als Wendepunkte überwiegend erwartbare Übergänge auf, die allerdings mit Änderungen des Selbstbildes einhergehen. Er grenzt sein Wendepunkt-konzept explizit vom Konzept der Lebenslauf-forschung ab:

„However, subjective perceptions of discontinuity do not necessarily entail a change in direction. As I illustrate, discontinuities often do prove to be turning points in the life course, but sometimes continuity accentuated is seen as a turning point“ (Clausen 1995, S. 369).

Abbott (1997) wiederum betont, dass Wendepunkte Verläufe verändern. Er versteht Wendepunkte als narrative Konzepte und damit als Prozesse, die Verläufen eine neue Richtung verleihen und sich ergo auf zwei verschiedene Zeitpunkte gleichzeitig beziehen (vorher – nachher):

„A true turning point, as distinguished from a mere random episode, has the further character that the trajectories it separates either differ in direction (slope, transition probabilities, regression character) or in nature (one is ‘trajectory-like,’ the other is random)“ (Abbott 1997, S. 94).

Abbotts besonderes Interesse richtet sich auf die Fragen, wann und wie Wendepunkte beginnen und was dazu führt, dass sie nachhaltige Wendepunkte werden. Diesen Fragen geht er ausdrücklich nicht mit einer nach Variablen suchenden Haltung nach, sondern einer an sozialen Mustern orientierten, denn:

„For through turning points constraints and contingency play roles that mock the presuppositions of variable-based analysis. If the world has actually turning points and trajectories, the only way to find them is to pursue the project of narrative positivism“ (Abbott 1997, S. 103).

Schütze und einige seiner Schüler verzichten dagegen ganz auf den Wendepunkt-begriff und bezeichnen das Phänomen in einem weiteren Sinne als Wandlungsprozesse. Diese zeichnen sich nach Schütze durch eine plötzliche oder allmähliche Transformation zentraler Lebensorientierungen aus (Schütze 1994). Der Prozessbegriff deutet in diesem Kontext an, dass sich aus der subjektiven Perspektive der Biografieträger Veränderungen, die Wendepunkte markieren, meist nicht punktuell verorten lassen, sondern in einen (längerfristigen) Prozess mit multiplen Einflussfaktoren eingebettet sind. Den Begriff Wandlungsprozesse übernimmt auch Marotzki. Die Kategorie der Wandlung – im Sinne eines Bildungsprozesses – besteht für ihn darin, „daß eine Veränderung von Welt- und Selbstreferenz im Sinne eines qualitativen Sprungs

vorliegt“ (Marotzki 1990, S. 131). Aus der Perspektive der Biografieträger zeichnen sich nach Marotzki Wandlungsprozesse durch eine Veränderung der „Deutungsstrukturen der Selbstausslegung“, „der Deutungsstrukturen zur Auslegung gesellschaftlicher Wirklichkeit und ... der biographischen Entwürfe“ (ebd., S. 129) aus.

Auffällig ist, dass der Wendepunktbegriff in den Zugängen der Biografieforschung tendenziell mehrdeutig ist und immer wieder droht, unbestimmt zu werden. Sackmann und Wingers kritisieren deshalb den rein subjektiven Zugang zu Wendepunkten. Sie befürchten, dass die Konzeption von Wendepunkten dabei zu verschwimmen tendiert, „weil sie viele Parallelen mit dem Leitkonzept des Übergangs aufweist: Wendepunkte treten in diesem subjektiven Ansatz nur wenig konturiert gegenüber „normalen“, keinen Richtungswechsel im Lebenslauf einleitenden Übergängen auf“ (Sackmann/ Wingers 2001, S. 27). Das Verschwimmen des Wendepunktkonzepts in der Biografieforschung deutet sich auch in dem kürzlich erschienen Band „Biography and Turning Points in Europe and America“ (Hackstaff/ Kupferberg/ Négroni 2012) an. In den zehn Beiträgen von insgesamt elf verschiedenen Autoren werden recht unterschiedliche Konzepte vorgestellt und diskutiert. So tauchen Wendepunkte beispielsweise mit Bezug auf unterschiedlichste Autoren als subjektiv relevante Übergänge auf (ebd., S. 43), als Rollenwechsel (ebd., S. 44, 68), als retrospektive Konstruktionen (ebd., S. 46), als narrative Konzepte (ebd., S. 46), als veränderte Ich-Deutungen (Kupferberg 2012, S. 1), dann wieder als Ereignisse oder Prozesse, die „substantially change the direction of the life path“ (Ghergel/ Saint-Jaques 2012, S. 70), als milestones (Boldt 2012, S. 93) oder als Identitätsveränderungen (Ward 2012, S. 201ff.). Nichtsdestotrotz steckt für die Autoren und Autorinnen Potential im Wendepunktbegriff:

„Actually, society has invented institutions to investigate these particular issues such as drama, the novel, poetry, etc. There is not yet any science, however, which deals with these issues in a rigorous, systematic and empirically open manner. Biography research, informed by narratology, might well become such a science and for this purpose the theoretical concept of ‘turning point’ might turn out to be both an heuristic and theoretical tool, helping us to unpack and decode biographical narratives“ (Kupferberg 2012, S. 254).

Da der Wendepunktbegriff in der Biografieforschung relativ unbestimmt bleibt und die präzise Verwendung in der life course research mit starker Betonung der objektiven Dimensionen deutliche Lücken aufzeigt, soll hier eine mehrdimensionale Betrachtung vorgenommen werden. In dieser Betrachtungsweise soll sowohl die subjektive als auch die objektive Dimension in den Blick genommen werden. Der hier vorgeschlagene Zugang enthält objektive Kriterien, die eigentlich aus der Lebenslaufforschung stammen und nun

auf Datenmaterial aus der Biografieforschung angewandt werden. Die objektiven Kriterien, die den Blick von außen auf den biografischen Verlauf widerspiegeln, werden mit „Lebensbewährung und Sozialintegration“ überschrieben. Dazu gehören: Erfolgreiche Berufsausbildung und berufliche Integration, Legalverhalten, Legalbewährung, eine stabile Wohnsituation und relative Unabhängigkeit von (dauerhaften) sozialen Transferleistungen, relativ stabile Paarbeziehung und gegebenenfalls die gelingende Übernahme von Elternverantwortung. Die subjektive Seite soll dagegen mit „Glückliches Leben und Bewältigung“ überschrieben werden. Dazu gehört die Bestätigung und Wiedergewinnung eines positiven Selbstbildes, Herstellung und Wiederherstellung von Handlungsfähigkeit, aber auch große Zufriedenheit in einigen zentralen Lebensbereichen (wichtige private Beziehungen, Einbindung in soziale Netzwerkbeziehungen, beruflicher Erfolg, Anerkennung in der Gemeinde), Selbstwirksamkeitsüberzeugungen, Realisierung eigener Lebensentwürfe, positive Zukunftserwartungen, gute körperliche und seelische Verfassung.

Wendepunkte werden dieser Sichtweise folgend dann – und nur dann – festgestellt, wenn sowohl in der objektiven als auch in der subjektiven Dimension ein Richtungswechsel erfolgt ist.

Die Fragen, die sich dann an ein Ereignis oder einen Prozess stellen, wären:

- Welche objektiven Veränderungen liegen in den Bereichen Beruf, Delinquenz, Wohnsituation, Abhängigkeit von staatlicher Unterstützung, Familiensituation vor?
- Welche subjektiven Veränderungen lassen sich finden: Ist der Biografieträger glücklicher und zufriedener oder unglücklicher und unzufriedener? Hat er ein positiveres oder ein negativeres Selbstbild? Hat der Biografieträger mehr oder weniger Handlungsmöglichkeiten? Wie sieht seine gesundheitliche Situation aus und in welche Richtung gehen Zukunftserwartungen?

Deutungsmuster

Menschen deuten und interpretieren Ereignisse und Erfahrungen in ihrer Lebensgeschichte und ihre Biografie als Ganzes. Solche Deutungsmuster sind allerdings nicht – wie es auf den ersten Blick erscheinen mag – individuelle Angelegenheiten, sondern sind eingebettet in lebensweltliche Kontexte, soziale Bedingungen, Institutionalisierungen und Interaktionssysteme (vgl. Steinert 1972, S. 13). Soziale Deutungsmuster sind nicht starr, sondern wandeln sich im Rahmen sich ändernder gesellschaftshistorischen Bedingungen immer wieder und passen sich neu an (vgl. Pensé 1994, S. 29). Eine Über-

nahme der sozialen Deutungsmuster durch das Individuum erfolgt im Rahmen einer „sozialisatorischen Interaktion“ (Oevermann u.a. 1976, S. 372). Je nach Entwicklungsstand des Individuums werden aus konkreten Handlungssituationen Generalisierungen vorgenommen. Die Integration neuer Erfahrungen und Erlebnisse erfolgt somit immer vor dem Hintergrund der bereits im Individuum verankerten Generalisierungen und Überzeugungen. Dabei scheint für das Individuum die Notwendigkeit zu bestehen, neue Erfahrungen und Erlebnisse auf eine Weise zu interpretieren, die die eigene innere Sinnlogik erhält und nicht gefährdet (vgl. Pierlings i.d.B.).

Arnold (1983), der sich aus pädagogischer Perspektive intensiv mit dem Deutungsmusterbegriff auseinandergesetzt hat, konstatiert einen Paradigmenwechsel in der Verwendung des Deutungsmusterbegriffs. Er beschreibt die stärkere Fokussierung auf das Individuum mit seinen „alltäglichen Erfahrungen und Entwicklungsbedürfnissen“ als Folge einer „reflexiven Wende“ (Arnold 1983, S. 893). Seitdem gehe es nicht mehr nur um Erkenntnisse objektiver und generalisierbarer Vorgaben und Strukturen, sondern um die zentrale Frage nach dem Verhältnis von gesellschaftlicher Umwelt und subjektivem Bewusstsein. Deutungsmuster werden dennoch nicht ausschließlich vor dem Hintergrund ihrer gesellschaftlichen Bedingungen verstanden, sondern auch in ihrer Bedeutung als intrapersonales Element in die Betrachtung miteinbezogen. Sie besitzen das Potential, einer Person zu erhöhter Handlungsfähigkeit und zu selbstwertschonenden Erklärungen und Aktivitäten zu verhelfen. Sie können die Handlungsfähigkeit einer Person jedoch auch einschränken oder selbstwertverletzende Auswirkungen haben (vgl. Filipp/ Aymanns 2010, S. 180).

Wir verwenden den Deutungsmusterbegriff in Anlehnung an folgende Definition von Arnold (1983): Deutungsmuster sollen verstanden werden als

„... Sichtweisen und Interpretationen von Mitgliedern einer sozialen Gruppe, [...] die diese zu ihren alltäglichen Handlungs- und Interaktionsbereichen lebensgeschichtlich entwickelt haben.“ Die Deutungsmuster einer einzelnen Person bilden „... ein Orientierungs- und Rechtfertigungspotential von Alltagswissensbeständen in der Form grundlegender [...] Situations-, Beziehungs- und Selbstdefinitionen, in denen das Individuum seine Identität präsentiert und seine Handlungsfähigkeit aufrechterhält“ (Arnold 1983, S. 894).

Der erste Teil der Definition bezieht sich somit auf die Entwicklung von Deutungsmustern innerhalb gesellschaftlicher Bedingungen. Der zweite Teil beschreibt die Funktionalität von Deutungsmustern für das Individuum. Erst durch das Zusammenwirken beider Bereiche wird der Begriff vollständig.

Bewältigung und Sozialisationsbedingungen

Bei der Betrachtung und Analyse von Biografien lassen sich verschiedene Sozialisationsbedingungen und Formen von Bewältigung ausmachen. Dazu werden nachfolgend Überlegungen aus der sozialpädagogischen Bewältigungsforschung und der Sozialisationsforschung skizziert sowie daran anschließend ein Definitionsvorschlag vorgestellt. Der psychologische Bewältigungsbegriff („coping“) fixiert insbesondere auf die Bewältigungsleistungen bei der Reorganisation der Person-Umwelt-Passung und der Bewältigung als Regulation von Ist-Soll-Diskrepanzen (Fillips/ Aymanns 2010). Dieser Begriff erscheint uns für den vorliegenden Zusammenhang zwar relevant, aber zu eng. Deshalb soll hier auf das Lebensbewältigungskonzept von Böhnisch zurückgegriffen werden. Böhnisch (2008) erweitert den Bewältigungsbegriff um eine sozialisationstheoretische Perspektive – er versteht unter biografischer Lebensbewältigung

„... das Streben nach subjektiver Handlungsfähigkeit in Lebenssituationen, in denen das psychosoziale Gleichgewicht – im Zusammenspiel von Selbstwert, sozialer Anerkennung und Selbstwirksamkeit – gefährdet ist“ (Böhnisch 2008, S.34).

Der Bewältigungsbegriff wird dabei um gesellschaftliche Elemente und Spannungsfelder erweitert: Bewältigung findet immer auch im Rahmen von gesellschaftlichen Möglichkeiten und Anforderungen statt. Wie Menschen belastende Lebensereignisse bewältigen, ist demnach einerseits davon abhängig, welche Spielräume der Lebensbewältigung die konkrete soziale Lebenslage eröffnet (vgl. Böhnisch 2008, S. 35) und andererseits auf der individuellen Ebene welche psychischen, materiellen und sozialen Ressourcen die Menschen wahrnehmen und wie sie diese für sich nutzbar machen können (vgl. Böhnisch/Schefold 1985, S.86). Somit unterscheidet sich die Art und Weise wie Menschen schwierige Lebensereignisse bewältigen voneinander, auch wenn sie dies unter vermeintlich objektiv gleichen Lebensbedingungen tun. In diesem Sinne können sich Bewältigungserfahrungen zu biografischen Lernprozessen verdichten (vgl. Böhnisch/ Lenz/ Schröer 2009, S. 43).

Die Erweiterung des Verständnisses von Lebensbewältigung um die sozialisationstheoretische Perspektive ermöglicht es nicht nur, das reine Bewältigungshandeln zu betrachten, sondern es eingebettet in die jeweiligen Lebenswelten zu verstehen (vgl. Böhnisch/ Schefold 1985, S. 78). Dafür ist es notwendig herauszufinden, in welchen Verhältnissen Menschen ihr Leben gestalten. Diese Verhältnisse sind abhängig von gesellschaftlichen und historischen Rahmenbedingungen. Tillmann (2001) betont, dass die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen dem Individuum nicht direkt in ihrer Komplexität entgegneten, sondern für den einzelnen in seiner konkreten Umwelt, die